

Abschlussbericht zum studentischen Forschungsprojekt „Coolness in Theorie und Medien“

Das studentische Forschungsprojekt „Coolness in Theorie und Medien“ reflektiert Ausdrucksformen und Funktionen des „Coolen“ in diversen Medienangeboten. In diesem Projekt werden 12 Beiträge von neun Autoren gesammelt und in einem Band publiziert. Dieser vereint erstmals die Untersuchung von Alltagsphänomenen sowie populären und avancierten Medienbeispielen mit Künstlergesprächen. Die Förderung der „Lehre@LMU“ ermöglichte es uns, einen professionellen Cover-Entwurf sowie die Gestaltung eines Tagungsplakates zu finanzieren. Das Projekt wird voraussichtlich im Sommer 2013 abgeschlossen werden.

Inhaltsverzeichnis des Sammelbands:

Vorwort (Daniela Otto, Roman Giesen)

Coolness und Habitus

1. Dandy, Camp, Cool? – Zur Inszenierung eines zeitgenössischen Männertypus (Daniela Otto)
2. Die Härte. Coolness und Kommunikation (Moritz Hillmayr)
3. Coolness und Mode (Susann Wenk)
4. Surfen als Metapher des Coolen (Daniela Otto, Roman Giesen)

Coolness – prekär

1. Warum romantische Liebe „uncool“ ist (Roman Giesen)
2. Coolness im Spannungsfeld der Authentizitätsdiskurse (Judith Königer)
3. Vom Abschied des tragischen Helden (Florian Westhagen)
4. Wie cool kann Heimat sein? (Die Herausgeber im Gespräch mit Marcus H. Rosenmüller)

Cooler Idole

1. Mad Men (Nora Kessler)
2. Die coolen Bösen (Sabrina Eisele)
3. Coole Frauen (Nora Haller)
4. Der DJ als coole Figur (Die Herausgeber im Gespräch mit DJ Tom Novy)

Überblick über die Forschungsergebnisse

Was ist cool? Wir gehen dieser Frage nach: Der Coole stagniert nicht, philosophiert nicht, resigniert nicht. Er bewegt sich fluid und steht dem Starren somit diametral entgegen. Coolness ist das Gegenteil von Stillstand, Konvention und Spießertum. Coolness zehrt vom Nimbus des Antibürgerlichen, Subkulturellen, Rebellischen. Wie kein anderer Sport subsumiert das Surfen all diese Aspekte und wird somit zur Lebensmetapher des Coolen.¹ Das Leben nicht mehr als lineare, vorgegebene Konvention, sondern als dynamische Welle zu sehen, das ist cool. Wie der Dandysmus ist Coolness eine ästhetische Weltsicht. Eine permanent getragene Brille, durch deren Gläser die Wirklichkeit radikal entschärft wird. Das Dramatische entdramatisieren, das Wichtige zur Nichtigkeit zu stilisieren, das Wasser, mit dem alle kochen, abkühlen zu lassen, durch das Leben entspannt zu gleiten, ja, das Leben zu 'surfen', das ist cool. (→ vgl. „Surfen als Metapher des Coolen“)

Coolness ist bei weitem kein neues Phänomen. Andreas Urs Sommer widmet sich in seinem Aufsatz der „positive[n] Universalvokabel“ cool und bezeichnet Coolness regelrecht als alten Hut.² Sommer erkundet die Ursprünge des Coolen und erkennt hierfür die Notwendigkeit, eine „Geschichte der Distanz“ nachzuzeichnen, die in ihrem Wesenskern bereits in der Antike beginnt.³ Sommer erfasst Coolness als „eine habitualisierte Technik des Sich-Entziehens“, die im Grunde genommen auf dem Fundament „antike[r] Distanzierungsstrategien“⁴ fußt. In der emotionalen Beherrschtheit der Stoa und der Ataraxie, der seelischen Unerschütterlichkeit der Epikureer und Pyrrhoneer, lässt sich eine Frühform jener distanzierten Affektkontrolle erkennen, die im Coolen quasi säkularisiert, da ohne philosophischen Ballast, wiederkehrt. In den antiken Frühformen des Coolen gilt die seelische Ruhe und innere Gelassenheit nicht nur als angestrebtes Ideal und Weg zur Weisheit, sondern hat auch eine Schutzfunktion. Die ultimative

¹ Vgl. Bernd Scheffer. Medien als Passion. Unveröffentlichtes Skript.

² Andreas Urs Sommer: Coolness. Zur Geschichte der Distanz. In: Ulrich Raulff, Stephan Schlak (Hrsg.): Alte Hüte. Entfremdung, Coolness, Untergrund (= Zeitschrift für Ideengeschichte. Jg. 1, Heft 1, 2007). Beck, München 2007, S. 30.

³ Ebd. S. 33.

⁴ Ebd.

Selbstkontrolle führt aufgrund einer „Minimierung der Angriffsfläche“ zu einem entrückten Status der Unantastbarkeit.⁵ Auch zeitgenössische Coolness lässt sich auf die antiken Haltungen rückbeziehen, da auch das Verfolgen eines coolen Lebensstils aus „*intellektuellem* Selbstgestaltungsbedürfnis“ resultiert.⁶ (→ vgl. „Die Härte. Coolness und Kommunikation“)

Dass Coolness ein eher männliches Phänomen ist, zeigt sich durch eine Tradition der ästhetischen Selbststilisierung, die mit der Antike beginnt und in der Moderne mit dem Dandy eine neue Interpretation erfährt. Der Dandy kann in seiner voll und ganz kontrollierten Art zu scheinen und zu sein, seinem hochgradig durchkonstruierten Lebensstil ein legitimer Nachfolger der antiken Philosophen und Vorgänger des Coolen gelten. Bereits der französische Schriftsteller und Kritiker Jules Amédée Barbey d'Aurevilly, der über das Dandytum und George Brummel, den „König der Dandies“⁷, schreibt, merkt an, dass der Dandysmus „die Ruhe der Antike mitten in die moderne Beweglichkeit“⁸ bringe. Ganz ähnlich lässt es sich bei Baudelaire nachlesen. Der Dandysmus, so der Schriftsteller, der selbst Anhänger der Bohème war, grenze „in mancher Hinsicht an den Spiritualismus und an den Stoizismus“.⁹ Resultat dieser konsequenten Anknüpfung an die antike stoische Erhabenheit ist ein hochgradig durchreflektierter Lebensstil, der zwar durch elegante Kleidung nach außen hin sichtbar wird, jedoch weit mehr als nur dieser oberflächliche Glanz ist. Inspiriert von der klassischen „Vermeidung der Extreme“¹⁰ entfaltet der Dandysmus eine ganz und gar ‘coole’ Seinsästhetik. Wie Hiltrud Gnüg feststellt, ist die „Kühle des dandystischen Künstlers [...] das Werk eines unerschütterlichen Entschlusses, nicht bewegt zu sein. Die Begrüßung des Coolen geht einher mit dem Abschied vom tragischen Helden. Dem Coolen wohnt nichts Theatralisches inne. (→ vgl. „Vom Abschied des tragischen Helden“) Der Coole relativiert, entwichtet, entdramatisiert. So wird auch dem coolen Habitus das Gewicht eines intellektuellen Überbaus genommen, wie es der Dandysmus noch verlangte. Der Coole ist keine tragische, von Zweifeln geplagte und philosophierende Figur.

Coolness eine ernstzunehmende Ästhetik, die wie auch beim Dandysmus Schein und Sein gleichermaßen umfasst. Denn so wie Mode für den Dandy ein wichtiger, ja elementarer Bestandteil seiner ästhetischen Selbstinszenierung ist, so ist auch der betont lässige Style konstitutiv für das Auftreten des Coolen. Der coole Lebensstil wird im modischen Auftreten

⁵ Sommer, S. 36.

⁶ Sommer, S. 44.

⁷ Hans-Joachim Schickedanz (Hg.): Der Dandy. Texte und Bilder aus dem 19. Jahrhundert. Dortmund 1980, S. 12.

⁸ Jules Amédée Barbey d'Aurevilly: Vom Dandytum und von G. Brummel. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard von Schaukal. Nördlingen 1987, S. 56.

⁹ Friedhelm Kemp und Claude Pichois (Hgg.): Charles Baudelaire. Sämtliche Werke/Briefe, Band 5. München/Wien 1989, S. 243.

¹⁰ Günter Erbe: Dandys – Virtuosen der Lebenskunst. Eine Geschichte des mondänen Lebens. Köln/Weimar/Wien 2002, S. 19.

reflektiert und wendet sich explizit von institutioneller Strenge ab. Coole Mode kontrastiert die Strenge konventioneller Uniformierungen und avanciert selbst doch wieder zur Gesinnungsuniform. (→ vgl. „Mode und Coolness“)

Coolness haftet keine intellektuelle Tristesse an, kommt ohne theoretische philosophische Fundierung des eigenen Lebenskonzepts aus, verlangt aber dennoch ständige Selbstreflexion. Der Coole steht nicht unter Spannung, jedoch unter Selbstbeobachtung. Coolness ist eine innere Haltung, die mit viel Konsequenz eingenommen wird, eine innere Distanz zur Welt. Coolness ist eine lässige Unaufgeregtheit, die aus einer emotionalen Selbstkontrolle resultiert. Der Coole entdramatisiert das Weltgeschehen und neigt doch dazu, sich selbst in einer erstaunlichen Ernsthaftigkeit als cool zu inszenieren. Coolness hat trotz bewusster Inszenierung stets den Anschein des Authentischen. Der Coole unterscheidet sich vom Pseudocoolen darin, dass dieser Ernsthaftigkeit nichts Theatralisches anhaftet. Man ist cool, oder man ist es nicht. (→ vgl. „Coolness im Spannungsfeld der Authentizitätsdiskurse“)